

Petra Böhnke und Janina Zölch

Armut über Generationen

Überlegungen zur methodischen Vorgehensweise in
der rekonstruktiven intergenerationalen
Ungleichheitsforschung anhand einer
fall-exemplarischen Analyse

Poverty across generations

Reflections about the methodological approach in
reconstructive intergenerational inequality research on the
basis of a case study

Zusammenfassung

Das Aufwachsen in einer von Armut betroffenen Familie erhöht das Risiko der Kindergeneration, später selbst arm zu sein. Wir stellen die Frage, wie familiäre Lebenslagen und Beziehungen sowie an sie gekoppelte Orientierungsmuster eine intergenerationale Weitergabe von Armut befördern oder helfen, diese zu durchbrechen. Dabei wollen wir zum Forschungsstand in zweierlei Weise beitragen: Zum einen reagieren wir auf die mit dem Untersuchungsgegenstand verbundenen spezifischen methodischen Anforderungen und formulieren unser konkretes Vorgehen beim ‚Inbezugsetzen‘ von Interviews mit Angehörigen unterschiedlicher Generationen aus. Zum anderen fokussieren wir nicht nur den Gleichklang und damit die Weitergabe bestimmter Orientierungsmuster, sondern auch Mechanismen der Abgrenzung.

Anhand einer fall-exemplarischen Analyse zeigen wir, auf welche Weise wir die mit der Eltern- und Kindergeneration geführten narrativen Interviews methodisch aufeinander beziehen und dabei sowohl die einzelnen Biographien als auch die intergenerationalen Beziehungen in den Blick nehmen. Durch den permanenten Vergleich der Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster zentraler Erlebnisse und Themen der Lebensgeschichten von Mutter und Tochter einerseits und die Berücksichtigung

Abstract

Growing up in a family affected by poverty increases the probability that the next generation will also be poor. In our contribution, we ask how family circumstances and relationships as well as the associated behavioral patterns can contribute to intergenerational transmission of poverty and/or the escape out of this transmission pattern. We would like to contribute to this research in a two-fold way: first, we will respond to the specific methodological demands associated with this and formulate practical implementation of “placing into relation” individual interviews with family members of different generations. In addition, we will focus not only on sameness and its subsequent transmission of particular behavioral patterns, but also on establishing/setting boundaries.

On the basis of an exemplary analysis, we will show how the narrative interviews which we carried out with the parent and child generations methodologically refer to one another. Our complex approach of ‘placing into relation’ makes it possible to investigate the single biographies as well as the intergenerational relationships and their reciprocal effects. Especially, the omnipresent comparisons of perception, interpretation and activity patterns of important life story experiences and themes of mothers and daughters provide important findings,

weiterer Beziehungsnetze sowie sozial-räumlicher und institutioneller Rahmungen gelingt es, explizit auch Differenzen zwischen den Generationen und konstruierte Gegenwelten aufzuzeigen, die als Abgrenzungsfolie eine wichtige Funktion übernehmen.

Schlagworte: Armut, soziale Ungleichheit, Intergenerationalität, Familie, Fallrekonstruktionen

whereby distinct differences between the generations can be identified.

Key words: poverty, social inequality, intergenerationality, family, case reconstructions

1 Einleitung

Das Aufwachsen in einer von Armut betroffenen Familie erhöht das Risiko der Kindergeneration, später selbst arm zu sein (vgl. Musick/Mare 2006). Um Mechanismen zur intergenerationalen Transmission von Armutsrisiken aufzudecken, ist ein Forschungsdesign vielversprechend, das die Eltern- und Kindergeneration einer Familie gleichermaßen und in ihrer Bezugnahme aufeinander betrachtet. Unser Beitrag fußt auf dem DFG-Projekt „Armut über Generationen“¹, dem sechzehn ‚biographisch-narrative Interviews‘ (Schütze 1983) mit Personen mit und ohne Migrationsgeschichte zugrunde liegen, die in Armut aufgewachsen sind. Um die intergenerationalen Prozesse gezielt in den Blick nehmen zu können, wird zudem jeweils ein Elternteil interviewt. In Forschungen mit Mehrgenerationenperspektive stellt es ein erprobtes Vorgehen dar, mit Angehörigen unterschiedlicher Generationen jeweils einzeln Interviews zu führen und diese dann in der Auswertung aufeinander zu beziehen. Das Vorgehen dabei ist vielfältig (vgl. z.B. Rosenthal/Fischer-Rosenthal 1992; Inowlocki 1995; Bock 2000; Thon 2008; Goblirsch 2010; Sparschuh 2013; King 2016). Die methodische Ausformulierung dieses relevanten Schrittes – das ‚Inbezugsetzen‘ von Einzelinterviews mit unterschiedlichen Generationsangehörigen – ist dabei nicht immer transparent. In unserem Beitrag möchten wir anhand eines Fallbeispiels nachzeichnen, auf welche Weise wir die Eltern- und Kinderinterviews aufeinander beziehen und die intergenerationalen Zusammenhänge im Kontext von Armut rekonstruieren. Somit hat der Beitrag zwei Zielsetzungen: Er soll *zum einen* das methodische Vorgehen in der intergenerationalen (Ungleichheits-)Forschung ausdifferenzieren und *zum anderen* erklärenden Mechanismen für die intergenerationale Reproduktion oder Durchbrechung von Armut anhand einer exemplarischen Analyse nachgehen.

Dafür wird zunächst ein kurzer Einblick in die intergenerationale qualitative Forschung gegeben und darauf der theoretische Hintergrund und Forschungsstand zum Thema Armut über Generationen zusammengefasst. Im Anschluss gehen wir auf die methodischen Überlegungen zur intergenerationalen Armutsforschung sowie auf unseren Vorschlag zum Vorgehen bei der ‚Inbezugsetzung‘ von Generationen ein. Es folgt die Darstellung des Porträts der Familie Baumann, die in der Kindheit und Jugend der Tochter von Armut betroffen war. Der Beitrag schließt mit einer Zusammenfassung unserer Erkenntnisse und einem Ausblick.

2 Intergenerationale qualitative Forschung

Seit den 1990er Jahren hat die intergenerationale Forschung in Deutschland einen starken Aufschwung in den Disziplinen Pädagogik, Soziologie, Psychologie und Demographie erfahren (vgl. Thon 2008, S. 73). Dabei stützen sich die empirischen Untersuchungen auf verschiedene theoretische Ausformulierungen des Generationenbegriffs sowie auf unterschiedliche Erhebungs- und Auswertungsmethoden. Individuen können als „Mitglieder einer familialen, einer gesellschaftlichen und einer historischen Generationenfolge“ (Engelhardt 1997, S. 56) betrachtet werden. Die Untersuchung von familialen Generationenverhältnissen nimmt innerhalb der intergenerationalen Forschung einen besonderen Stellenwert ein. In Bezug auf die Generationenabfolge innerhalb von Familien- und Verwandtschaftssystemen umfasst eine Generation jeweils die Personen, die die gleichen Positionen und Rollen einnehmen (z.B. Großeltern, Eltern, Kinder) (vgl. Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2012, S. 20f). Dies ist auch der Generationenbegriff, auf den wir uns in unserer Studie beziehen.

In Forschungen mit Mehrgenerationenperspektive dominieren als Erhebungsmethoden das Familiengespräch (nach Hildenbrand/Jahn 1988) und das biographisch-narrative Interview (nach Schütze 1983). In Familiengesprächen sollen die intergenerationalen Austauschprozesse durch die Erhebung der direkten Interaktions- und Kommunikationsbeziehungen von Familienmitgliedern verschiedener Generationen „in vivo“ (Brake 2006, S. 49) erfasst werden (vgl. auch Vierzigmann/Kreher 1998, S. 33). Es kann jedoch forschungspraktisch vermutet werden, dass die gemeinsame Gesprächsbereitschaft ein gutes Verhältnis der Familienmitglieder signalisiert und somit einen potenziell großen Bias in der Vorauswahl bedeutet. In der Folge ist anzunehmen, dass dadurch bestimmte Fälle von Familien verlorengehen. Im Falle von biographisch-narrativen Interviews werden zumeist mit Angehörigen unterschiedlicher Generationen jeweils einzeln Interviews geführt, die dann in der Auswertung aufeinander bezogen werden. Dadurch haben die Einzelpersonen ohne die Kontrolle weiterer anwesender Familienmitglieder Gelegenheit, ihre Lebensgeschichte ausführlich zu erzählen.

Eine Herausforderung stellt die Tatsache dar, dass es zwar mehrere Auswertungsmethoden für Einzelfälle gibt (z.B. Narrationsanalyse, Objektive Hermeneutik, Inhaltsanalyse), aber kein in dieser Weise erprobtes Vorgehen für das notwendige ‚Inbezugsetzen‘ der Generationen. Häufig ist nicht erkennbar, auf welche Weise die Verknüpfung konkret geschehen ist (vgl. z.B. Thon 2008; Kaya 2009; Carnicer 2017). Einige Untersuchungen richten den Blick nach der Analyse der Einzelfälle auf zentrale gemeinsame Familienthemen oder Strukturhypothesen (vgl. z.B. Vierzigmann/Kreher 1998; Lutz 2000; Radicke 2014; Brandhorst 2015; Wagner 2017). In der Konsequenz werden „erstaunliche Kongruenzen (...) der Sichtweisen der einzelnen Akteure auf ihr Familienleben“ (Radicke 2014, S. 73) sowie der Erzähl- und Handlungsstrukturen zwischen den Generationen (vgl. Lutz 2000, S. 205) abgeleitet. Die alleinige Konzentration auf Übereinstimmungen kann jedoch den Blick auf Konflikte, Abgrenzungsbestrebungen und Transformationen verstellen. Ausführlichere Hinweise für die Verknüpfung der intergenerationalen Bezüge finden sich vor allem bei Bock (2000) und King (2016, 2017), die sowohl Einzelfälle betrachten, als auch versuchen, die Familienkonstellation herauszuarbeiten. Im Rahmen von Forschungsprojekten zur politischen Sozialisation bzw. Migration und Bildungserfolg wurden narrative Interviews mit

Angehörigen aus drei bzw. zwei Familiengenerationen geführt und narrationsanalytisch ausgewertet. Anschließend wurden diese vor allem über den intergenerationalen Vergleich der Umgangsweise mit dem zentralen Forschungsthema aufeinander bezogen und jeweils zu einem Familienporträt verdichtet.

3 Theoretischer Hintergrund und Forschungsstand – Armut über Generationen

Im Jahr 2016 lebte etwa jeder sechste Bundesbürger (16,5%) in Armut (vgl. Statistisches Bundesamt 2017). Armut stellt eine der wesentlichen, besonders folgenreichen sozialstrukturellen Benachteiligungen dar, die nicht allein durch einen ökonomischen Mangel gekennzeichnet ist, sondern sich multidimensional auf die Lebenslage der betroffenen Menschen auswirkt (vgl. Wagner 2017, S. 314). Befunde aus der Kinderarmutsforschung zeigen, dass die Sozialisation in Armut mit Risiken hinsichtlich der sozio-emotionalen, kognitiven und intellektuellen Entwicklung verbunden ist und häufig zu eingeschränkten Bildungschancen führt (vgl. Mielck 2001; Lauterbach/Lange/Becker 2002). Finanzielle Restriktionen erhöhen zudem das Risiko für problematische familiäre Beziehungen und Entwicklungsverläufe von Kindern und Jugendlichen (vgl. Walper 2008). Insgesamt kann die Armutssituation zu einer Verengung kindlicher Handlungsspielräume führen (vgl. Chassé/Zander/Rasch 2010, S. 112) und Spuren beim Erlernen von Bewältigungsstrategien für Krisensituationen hinterlassen (vgl. Böhnke/Heizmann 2014, S. 141). Länderübergreifend kann nachgewiesen werden, dass das Aufwachsen in Armut das Risiko erhöht, als Erwachsener später selbst in einer Armutssituation zu verbleiben (vgl. Musick/Mare 2006). Dabei spielt die Familie als primäre Sozialisationsinstanz eine zentrale Rolle.

Familien transportieren schicht-, milieu- und sozialräumlich geprägte Überzeugungen und Selbstbilder und geben verinnerlichte Deutungs- und Handlungsmuster, Erziehungsstile und Aspekte von Beziehungsgestaltungen weiter (vgl. King 2017, S. 29). Die theoretischen Überlegungen von Bourdieu (1982) und Boudon (1974) zur Reproduktion sozialer Benachteiligung über klassenspezifische Sozialisationsbedingungen bilden wichtige Anknüpfungspunkte für die Frage, wie familiäre Lebenslagen und an sie gekoppelte Orientierungsmuster zu einer intergenerationalen Weitergabe von Armut beitragen oder sie durchbrechen. Sparshuh (2013), die Interviews mit je drei Generationen von Familien erhoben hat, die im ländlichen Raum Nordostdeutschlands in Armutskontexten leben, hat mithilfe der Dokumentarischen Methode einen „Schicksalsrahmen“ (S. 243) rekonstruiert. Dieser werde über die Generationen tradiert und impliziert eine angenommene eigene Handlungssohnmacht, wodurch der Orientierungsrahmen zur Reproduktion der Ausgrenzungslage beitrage. Auch Schiek und Ullrich (2017) sprechen von Fatalismus und Gegenwartsorientierung „als Motoren eines intergenerationellen Teufelskreises der Armut“ (S. 3). Sie führten Familiengespräche mit Angehörigen aus zwei Generationen einer Familie und werten diese mit dem Verfahren der Objektiven Hermeneutik aus. Ein Aufstieg, so ihre Annahme, werde „über entsprechende Kämpfe und Brüche“ (Schiek 2017) zwischen den Generationen möglich. Wagner (2017) hat Familien im Hartz IV-Bezug betrachtet und

narrative Interviews mit mindestens je einem Angehörigen der Kinder- und Elterngeneration geführt. Er verweist vor allem auf die „Komplexität des Ineinandergreifens verschiedener Aspekte“ (S. 314) über den ökonomischen Mangel hinaus, wodurch ein Verbleib in der Armutssituation wahrscheinlich wird. Übergreifend lässt sich sagen, dass der Fokus in der qualitativen intergenerationalen Armutsforschung vor allem darauf liegt, die Orientierungsmuster zu erfassen, die von Generation zu Generation weitergegeben werden und zu einem Verbleib in der Armutssituation führen. Diese Studien stoßen jedoch dann an ihre Grenzen, wenn die Wege der Kinder einer Familie – trotz gleicher (sozialer) Ausgangslage – in Hinblick auf den schulischen und beruflichen Erfolg z.T. erheblich differieren. Daher gilt es, die Familie dezidiert in den Blick zu nehmen und sowohl die fall-spezifischen Ausprägungen bestimmter Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster für eine intergenerationale Weitergabe *oder* Unterbrechung von Armut zu betrachten als auch die familialen Konstellationen und die Beziehungen zwischen den Generationsangehörigen (gerahmt von sozialen und institutionellen Kontexten) zu rekonstruieren.

4 Ein Vorschlag zum methodischen Vorgehen zur ‚Inbezugsetzung‘ von Generationen

Ausgehend von den theoretischen und methodischen Überlegungen kombinieren wir im Folgenden bestehende Methoden zu einem schrittweise vorgehenden Erhebungs- und Analyseverfahren. Damit lässt sich, so unser Vorschlag, eine Methode der ‚Inbezugsetzung‘ von Interviews mit unterschiedlichen Generationen konkretisieren, die sowohl Gemeinsamkeiten als auch Differenzen erfassen kann.

Als Erhebungsmethode haben wir das biographisch-narrative Interview (nach Schütze 1983) gewählt, wodurch die Lebensgeschichten beider Generationsangehöriger gewonnen werden. Dafür spricht, dass es sich bei Armutserfahrungen „nicht um punktuelle, in sich klar strukturierte Ereignisse mit jeweils spezifischen Folgen“ (Breckner 2009, S. 121) handelt, sondern um Erlebnisse, die in ihrem Zusammenwirken mit anderen Erfahrungen und in ihren Auswirkungen nur verständlich werden, wenn sie in ihrer lebensgeschichtlichen Einbettung betrachtet werden. Die Interviews entfalten sich zunächst an einer offenen Eingangsfrage nach der eigenen Lebensgeschichte, wobei die Thematisierung der Armutserfahrung den Befragten überlassen wird. Erst im exmanenten Nachfrageteil wird, wenn noch nicht ausgeführt, explizit z.B. nach der finanziellen Situation in der Kindheit der jüngeren Generation, die Rolle sozialer Unterstützung im familiären und weiteren sozialen Netzwerk oder nach der Wahrnehmung und Bewertung des Wohnumfeldes gefragt. Im Anschluss an das Interview werden gemeinsam mit den Interviewpartnern soziodemographische Daten erhoben. Später erstellt die Interviewerin ein Feldprotokoll.

Das ‚Inbezugsetzen‘ erfolgt nicht an einem spezifischen Punkt, sondern findet durchgehend auf verschiedenen Ebenen statt. Bereits vor der eigentlichen Interpretation der Interviews erfolgt eine Analyse der szenischen Konstellation der Generationen. Es wird ausgeführt, wie die Kontaktaufnahme und die jeweiligen Interviewsituationen verlaufen sind, da davon auszugehen ist, dass auch die Art

und Weise, wie Elternteil und Kind in der Forschungssituation auftreten und interagieren, Aufschluss über die Fallspezifität gibt (vgl. King 2016, S. 110; Bock 2000). Daraufhin wird ein Familiengenogramm (nach Hildenbrand 2005) erstellt. Dabei können über die Informationen, die wir von den Interviewpartnern erhalten, auch weitere Familienmitglieder und -generationen einbezogen werden. Bei der Genogrammarbeit werden die sozialbiographischen Daten einer Familie einer sequenziellen Analyse unterzogen. Schritt für Schritt werden die einzelnen Daten interpretativ ausgelegt und „der Zusammenhang von Ereignissen und lebenspraktischen Entscheidungen im Lebenslauf analysiert“ (Schierbaum 2017, S. 157). Dies leitet die Herausarbeitung von Hypothesen zur Familienstruktur sowie zu intergenerationalen Mustern (und deren Weitergabe und Veränderung) an.

Im Anschluss werden die Interviews einzeln mit der ‚biographischen Fallrekonstruktion‘ nach Rosenthal (1995) ausgewertet. Dadurch wird es möglich, die jeweilige Lebensgeschichte mit ihren Verschränkungen zwischen Individuum, Familie und Gesellschaft in den Blick zu nehmen (vgl. Rosenthal 2008, S. 61). Nach der Herausarbeitung der grundlegenden Strukturen der einzelnen Biographien werden die Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster von Eltern und Kindern in Bezug auf die Lebens- und Armutssituation betrachtet. Übergreifend geht es darum, Gemeinsamkeiten und Unterschiede in Hinblick auf die Wahrnehmung der von Armut geprägten Lebensumstände und der jeweils daraus entstehenden Orientierungsmuster herauszuarbeiten und deren familiendynamische Implikationen zu erfassen. Dafür wird rekonstruiert, auf welche Weise Eltern und Kinder die Armut wahrgenommen haben und welche Umgangsweisen mit und Bewältigungsmuster der prekären Situation sich jeweils zeigen. Des Weiteren wird betrachtet, welche Folgen die jeweilige Verarbeitungsweise der Eltern für die Einstellungen und Deutungsmuster der Kinder hat. Bedeutsam ist in diesem Kontext auch das Bild, das die Familienmitglieder gegenseitig voneinander zeichnen. Darüber hinaus wird der Einfluss der sozialen Netzwerke und des Sozialraumes für die Lebenswege und intergenerationalen Beziehungen betrachtet. Abschließend werden die Auswertungsergebnisse für jede Familie in einem Familienporträt verdichtet. Ausgehend davon ist im weiteren Verlauf eine Typologie geplant.

5 Fallbeispiel: Familie Baumann²

Die methodischen Erläuterungen werden im Folgenden anhand der Fallrekonstruktion der Familie Baumann exemplarisch veranschaulicht. Interviewt wurden die 47-jährige alleinerziehende Mutter, Sabine Baumann, sowie ihre 24-jährige Tochter Luisa.

Szenische Konstellation der Mutter- und Tochterinterviews

Luisa meldet sich auf unser Gesuch nach InterviewpartnerInnen (Kleinanzeige, elektronisch) und zeigt sowohl ihre als auch die Bereitschaft der Mutter zur Teilnahme an der Studie an. Das Interview mit Luisa findet zuerst statt und wird auf einer Eckbank im Wohnzimmer der mütterlichen Wohnung geführt, in der auch sie seit einiger Zeit wieder lebt. Die Wohnung befindet sich in einem Stadtteil am Rand einer Großstadt, geprägt durch hohe Arbeitslosigkeit und benachteiligte Einkommenslagen.

Im Interview spricht Luisa sehr offen, wirkt rundherum freundlich, aber doch auf eine etwas distanzierte Art professionell. Etwa nach der ersten Interviewstunde kommt die Mutter vom Einkaufen, begrüßt ihre Tochter und die Interviewerin kurz und verlässt darauf das Wohnzimmer wieder. Obgleich die Tür im Anschluss geschlossen ist, kommt es im Interview darauf mehrfach zu Passagen, in denen Luisa sehr leise und über das Diktiergerät gebeugt spricht. Dabei handelt es sich durchgehend um Momente, in denen sie negativ über die Mutter berichtet.

Eine Woche später findet ebenfalls in der Wohnung das Interview mit der Mutter statt. Dabei wirkt die Mutter herzlich und auf etwas unbeholfene Art überengagiert. Mutter und Tochter sind in ihrem Verhalten gegensätzlich. Es entsteht der Eindruck, dass die Mutter sowohl zu ihrer Tochter als auch zur Interviewerin Nähe sucht, wohingegen die Tochter bemüht ist, sich abzugrenzen.

Die Lebensgeschichten von Mutter und Tochter im intergenerationalen Familienkontext

In die folgenden Ausführungen sind die Ergebnisse der Genogrammanalyse (vgl. Abb. 1) und der jeweiligen biographischen Fallrekonstruktionen eingeflossen.

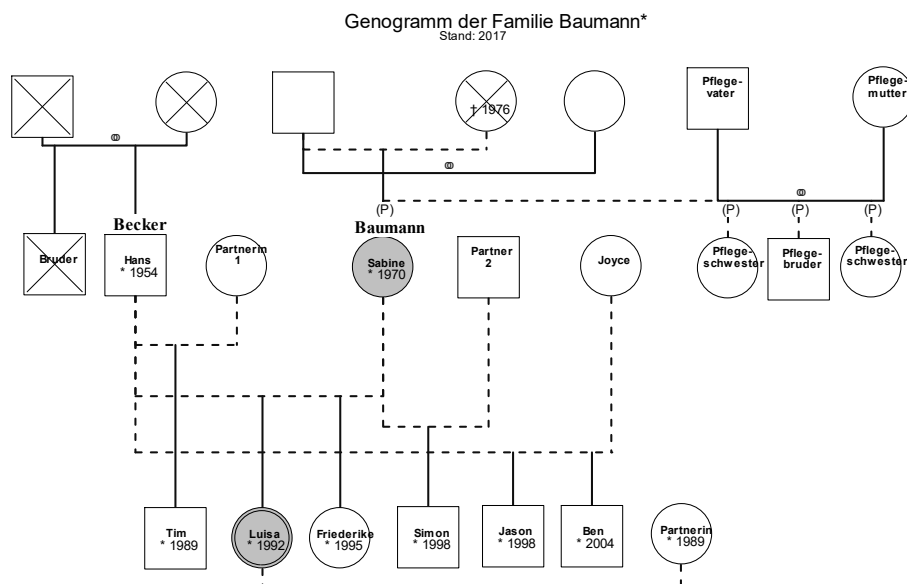


Abb. 1: Gekürztes Genogramm der Familie Baumann

Quelle: Eigene Darstellung mithilfe von GenoGraph 2.1

Familiale Ausgangslage

Sabine Baumann wird 1970 in einer deutschen Großstadt geboren. Ihre minderjährige Mutter ist alkohol- und drogenabhängig. Das Jugendamt bringt sie als Vierjährige in einem Heim unter, wo sie durch andere Kinder Gewalt erfährt. Mit knapp sechs Jahren kommt sie zu Pflegeeltern. Erst als Erwachsene erfährt sie, dass ihre leibliche Mutter damals an einer Überdosis gestorben ist. Die Pflegeeltern haben bereits eine Pflege Tochter und nehmen weitere Pflegekinder auf.

Im Interview präsentiert Sabine Baumann ihr Aufwachsen im Kinderheim und in der Pflegefamilie in dem thematischen Feld ‚schwere Kindheit‘. Diese Umstände sowie das jahrelang fehlende Wissen über ihre leiblichen Eltern bei der gleichzeitigen Aufforderung durch die Pflegemutter, nicht zu werden wie ihre Mutter, bezeichnet sie als ihr persönliches „Trauma“³. Darüber hinaus spricht sie insgesamt neunmal davon, dass auch ihre eigene Tochter aus ihrer Kindheit ein Trauma behalten habe. Dies ist die einzige von ihr benannte Gemeinsamkeit zwischen sich und ihrer Tochter. Luisa hat dieses Bild übernommen: auch sie ist der Meinung, sie habe einen „Schaden davongetragen“.

Sabine Baumann macht einen qualifizierten Hauptschulabschluss und besucht zwei Jahre lang eine Hauswirtschaftsschule, die sie mit einem Realschulabschluss verlässt. 1989 beginnt sie in einer Kleinstadt eine Lehre zur Beiköchin, die sie jedoch wieder abbricht. 1990 fängt sie eine Ausbildung zur Hotelfachfrau in einem Gasthof an, wo sie den 16 Jahre älteren und alkoholkranken Hans kennenlernt und eine Beziehung mit ihm eingeht. 1992 wird die gemeinsame Tochter Luisa geboren. Sie leben in einer Kellerwohnung in einem gutbürgerlichen Dorf mit ca. 3000 Einwohnern. Es ist geplant, dass der Vater Luisa zuhause betreut, damit die Mutter ihre Ausbildung beenden kann. Dieser muss dann jedoch aufgrund wiederholten Fahrens ohne Führerschein im alkoholisierten Zustand eine Gefängnisstrafe antreten. Sabine bricht die Ausbildung daraufhin ab und ist seit 1993 auf Sozialhilfe angewiesen. 1995, vier Wochen nach der Geburt der zweiten Tochter, wird der Vater entlassen. Im Folgenden trinkt er noch exzessiver als zuvor und wird handgreiflich, woraufhin die Mutter sich von ihm trennt. Luisa ist zu diesem Zeitpunkt etwa 5 Jahre alt.

Auffällig ist, dass Sabine Baumann niemanden verantwortlich macht. Sie imaginiert, dass ihrer Mutter die Drogen als Einstieg heimlich verabreicht worden seien. Später sei sie dann „krank“ gewesen. Auch Hans wird als im Grunde schuld- und machtlos beschrieben. Zwar haben seine Handlungen zu allerlei Schwierigkeiten geführt, doch habe er nichts für seine Alkoholkrankheit gekonnt, da er selbst in problematischen Verhältnissen aufgewachsen sei. Durch die Definition der jeweiligen Sucht als Krankheit wird sie der Verantwortung der betroffenen Person entzogen und strukturellen Rahmenbedingungen, der Umgebung oder Zufällen zugeschrieben. In Bezug auf das Handeln von Personen kann demnach gesagt werden, dass Sabine Baumann eine Schicksalsorientierung einnimmt, wie sie bei Sparshuh (2013) beschrieben wird. Indem keine Handlungsmacht besteht, gibt es auch keine Verantwortlichen. Es würde jedoch zu kurz greifen, ihre Lebenseinstellung und auch ihren Umgang mit der Armutssituation übergreifend als fatalistisch zu bezeichnen, so verzichtet sie z.B. nicht auf „Versuche der Einflussnahme“ (ebd., S. 255). Zweimal hat sie sich während ihrer Erwerbslosigkeit mit großem Aufwand um eine Weiterbildung bzw. eine Erwerbstätigkeit bemüht, was nur aufgrund von Verwaltungsschwierigkeiten gescheitert ist. Seit 2014 ist sie dabei, über Maßnahmen einen beruflichen Wiedereinstieg zu finden.

Luisas Erzählung: Problematische Rahmenbedingungen und dichotomer Blick auf Vater und Mutter

Es wird deutlich, dass in der Familie zur Armut weitere belastende Faktoren hinzukommen, die das Aufwachsen von Kindern erschweren können, wie etwa die schwierigen Kindheitserfahrungen der Mutter, die Straffälligkeit des Vaters oder die Trennung der Eltern. Vor diesem Hintergrund ist es bedeutsam, wie Luisa sich familial einbettet. Sie beginnt ihre Eingangserzählung wie folgt:

„Ähm mit (.) ursprünglich also bin ich geboren als *erstes Kind von meiner Mutter und zweites Kind von meinem Vater* //Mhh//. Also die waren nicht verheiratet beide (.) und ä:h:m ja. Meine Eltern ham sich aber 97 getrennt //Mhh// ähm und dann hab' ich noch eine Schwester die is' 95 geboren. Ähm und dann hat meine Mutter noch ein (.) Kind gekriegt. Das is' mein Bruder der nebenan sitzt //Mhh//. Der ist 98 geboren und das heißt meine Mutter is' halt (.) halt als Sozialhilfeempfängerin äh alleinerziehend auf nem Dorf aufgewachs-. Also **ich** //Mhh// bin da alleinerziehend mit meiner Mutter ä:h:m so das heißt also mein Vater war ab 97 halt **weg**“.

Die (Kindschafts-)Verhältnisse sind für Luisa nicht einfach zu beschreiben. In der Sequenz dominieren das ‚Wegsein‘ des Vaters sowie – analog – die Alleinelternschaft der Mutter, die zudem mit Sozialhilfebezug verbunden ist. Damit thematisiert sie gleich zu Beginn die problematischen Rahmenbedingungen ihrer Kindheit und verdeutlicht damit den Ausgangspunkt ihrer Entwicklung. Luisa präsentiert ihre ersten Jahre – wie die Mutter – im thematischen Feld ‚schwere Kindheit‘. Dies kann durch die Sichtweise der Mutter auf die Tochter, die vor allem ihr ‚Trauma‘ fokussiert, mitgeprägt sein. Sprachlich interessant sind in der Sequenz vor allem die letzten drei Zeilen, in denen Luisa mehrfach die Worte vertauscht und Schwierigkeiten hat, die richtigen Relationen herzustellen (Wer ist Mutter, wer ist Kind? Wer ist alleinerziehend, wer erzieht?). Den weiteren Verlauf des Interviews einbeziehend kann dies als Ausdruck dessen gedeutet werden, dass die Rollenverteilung zwischen Mutter und Tochter (spätestens) seit dem Auszug des Vaters nicht immer eindeutig ist. In dessen Folge sei Luisa für die Mutter eine „**große Stütze**“ (auch in Bezug auf die Armutssituation) geworden, wodurch sie bereits als Kind in eine helfende Rolle gedrängt wird, die potentiell überfordernd ist.

Insgesamt zeichnet Luisa ein negatives Bild von der Mutter. Sie beschreibt sie als „**schwache Person**“, die „**sehr anhänglich**“ //Mhh// und sehr kindlich in vielen Sachen“ sei. Sie sei unordentlich, schaue zu viel Fernsehen und pflege kaum soziale Kontakte. Auf der anderen Seite gibt es sowohl im Interview mit der Tochter als auch mit der Mutter Sequenzen, die deutlich machen, dass die Mutter als erwachsene Bezugsperson und Stütze für die Tochter da war und ist.

Luisa präsentiert ihre Eltern als Gegensatzpaar: Die Mutter wird zur Negativfolie, der sie nicht ähnlich sein möchte, der Vater fungiert für sie als Identifikationsfigur und Vorbild. Dabei fällt auf, dass sich intergenerational der Auftrag ‚Werde nicht wie deine Mutter‘ ebenso zu wiederholen scheint wie die Verehrung des Vaters trotz seiner Unzulänglichkeiten. Denn obgleich Luisa seine Handlungen – auch mit ihren Folgen für die Familie – sehr genau schildert, gelingt es ihr, ihn in einem positiven Licht erscheinen zu lassen. Dabei übernimmt sie die Perspektive der Mutter von der Machtlosigkeit des Vaters. Luisa bagatellisiert die Vorkommnisse und idealisiert den Vater und ihre Beziehung zu ihm: „mein Vater ist halt so der ist voll das Allround-Talent der kann halt alles. Der renoviert das ganze **Haus** der ist immer für alles zuständig [...] So das ist halt des mein Vater is' halt so 'n **Macher**“. Als zentrales Thema ihrer Narration fungiert die Konstruktion ihrer Ähnlichkeit zum Vater und zugleich seiner und ihrer Besonderheit im Vergleich zu allen anderen Familienmitgliedern. Sie sei immer sein „Lieblingskind“ gewesen. Durch das intergenerationale Design wird deutlich, dass es sich bei dieser Hervorhebung um ein in der Familie geteiltes Bild handelt. Sabine Baumann sagt: „An der hat er am **meisten** gehangen. Hat auch die intensivste Vater-Kind-Beziehung gehabt //Mhh// sehr sehr in- intensiv“. Der Kontakt zum Vater erweist sich für Luisa trotz oder gerade wegen der Trennung der Eltern als hoch relevant, da er ihr (auch im Geschwistervergleich) besondere Anerkennung

und Wertschätzung schenkt. Dabei gelingt es Luisa, aus dieser besonderen Verbindung Antrieb für ihre Bildungsanstrengungen zu schöpfen.

Bereits ein Jahr nach der Trennung werden Hans und Sabine jeweils mit neuen Partnern wieder Eltern. Die neue Partnerschaft des Vaters besteht bis heute. Sabine ist fortan mit drei Kindern alleinerziehend. Den Vater, der im Jahr nach der Trennung erfolgreich eine Entziehungskur macht, besuchen Luisa und ihre Schwester alle 14 Tage.

Luisa hat Schwierigkeiten, Freunde zu finden. In dem gutbürgerlichen Ort sei sie „als Sozialhilfekind“ in einem negativen Sinne „dorfbekannt“ gewesen. Einigen Kindergartenfreunden wäre von ihren Eltern das gemeinsame Spielen untersagt worden, was sie als soziale Ausgrenzung darstellt. Chassé, Zander und Rasch betonen (vgl. 2010, S. 162), dass die Unterstützung der Eltern bei der Kontaktaufnahme wichtig sei. Luisa beschreibt ihre Mutter jedoch als Außenseiterin, die nicht in der Gemeinde integriert gewesen sei und für sie daher keine Unterstützung dargestellt habe. Luisa gelingt es schließlich, Freundschaften zu einigen Kindern aus gutbürgerlichen Haushalten aufzubauen, die aus anderen Gründen eher am Rand standen: „Das war halt irgendwie so die Ausgeschlossenen sich dann //Mhh// irgendwie zusammengetan haben so 'n bisschen. (2)“.

2002 stellt die Mutter einen Antrag auf ‚Hilfen zur Erziehung‘ beim Jugendamt. Die Familienhelferin kommt zeitweise fast jeden Tag in die Familie. 2004 erhält Luisa eine Empfehlung für die Realschule, was für ihre Mutter „vollkommen okay“ ist und an Boudons (1974) Ausführungen zu schichtabhängigen Bildungsentscheidungen erinnert. Luisa will jedoch aufs Gymnasium, „weil alle meine Freunde dahin gegangen sind“. Zwar hat Luisa nur wenige Freunde im gut situierten Dorf, doch durch diese wird ihr die Option eines Gymnasialbesuchs aufgezeigt. Weil ihre Mutter nicht zustimmen will, wendet sie sich energisch an das Jugendamt, sodass Sabine schließlich doch einwilligt. Im Gymnasium wird Luisa dann jedoch (auch aufgrund ihrer finanziellen Situation – denn es wird ihr unterstellt, sie habe geklaut) stark gemobbt. Sozialen Halt findet sie in der Kirchengemeinde, zu der sie durch den Konfirmandenunterricht Zugang bekommt und in der für sie „noch Platz“ sei.

Dem Vater gelingt es, beruflich als Taxifahrer Fuß zu fassen. Durch seinen Wandel vom ‚betrunkenen Autofahrer‘ zum Taxifahrer zeigt er Luisa auf, dass man vieles schaffen kann, wenn man sich bemüht. Die Mutter hat 2006 eine Arbeitsstelle in Aussicht, deren Annahme erneut an Verwaltungsschwierigkeiten scheitert. Sabine Baumann schildert die Konsequenzen dieser prekären Erwerbs- und Lebenssituation für den Bildungsweg ihrer Tochter, den sie mittlerweile gern unterstützen möchte: Auf einem Elternabend sei ihr gesagt worden, dass „ein erfolgreicher Abschluss nur **dann** möglich sei das war der Gau äh überhaupt des Lebens //Mhm// **wenn** das Elternhaus ein Computer mit Internet zur Verfügung stellen kann“. Ihre Tochter habe sich nicht getraut, ihr davon zu erzählen und besorgt spricht sie über die Finanzierungsprobleme. Beim Sozialamt sei der Gymnasialbesuch ihrer Tochter als ein unnötiges „Privatvergnügen“ bezeichnet worden. Frau Baumann wird an dieser Stelle im Interview sehr emotional und echauffiert sich über den Zusammenhang von Bildungserfolg und sozialem Status der Eltern. Obgleich sie gegen den Gymnasialbesuch war, besorgt sie einen PC für die Tochter und organisiert an anderer Stelle, dass diese (finanziert durch das Jugendamt) Nachhilfe erhält. Luisas schulischer Erfolg, der das Verlassen der Armutssituation perspektivisch möglich macht, wurde somit auch durch die Bemühungen der Mutter mitgetragen.

2008 zieht Sabine mit Luisa und ihrem Sohn in eine Großstadt, wo sie fortan in einem Stadtteil leben, der als ‚sozialer Brennpunkt‘ gilt. Die Großstadt überfordert Luisa zunächst durch ihre Andersartigkeit. Aufgrund der Sozialstruktur sind zwar zahlreiche unterstützende Angebote zu finden (wie z.B. ein Jugendtreff), doch Luisa fühlt sich dort nicht zugehörig. Auch auf dem zunächst besuchten Gymnasium fühlt sie sich nicht wohl. Als sehr positiv schildert sie dann den Wechsel zur Gesamtschule in der 9. Klasse. Anders als auf dem Land seien die Lehrer dort sehr gut auf die heterogene Schülerschaft eingestellt gewesen. Sie fühlt sich angenommen und integriert und lernt dort ihre beste Freundin kennen. Zu dieser Zeit geht sie ebenfalls ihre erste feste Beziehung mit einem Jungen ein und beginnt eine Therapie. Diese habe sie sich „selber (...) organisiert“, denn durch ihr Aufwachsen habe sie früh gelernt, „selbstständig zu sein“. Dass sie sich angesichts der Belastungen durch die familialen Erlebnisse und das Mobbing in der Schule mit 17 Jahren selbständig eine Therapie sucht, spricht für ihre Eigenverantwortlichkeit. In der Folge verbessern sich ihre Noten, sodass sie 2012 das Abitur besteht. Im Vergleich zu ihren (Halb-)Geschwistern hat sie den größten Bildungserfolg erreicht: „Also ich **stech** total raus bei meinen äh Geschwistern. //@.@// Ich bin die Einzige die äh Abitur gemacht hat“. Daraus leitet sie Eifersucht, Fremdheit und Vorurteile ihrer Familienmitglieder ab, was als eine typische Erfahrung von Bildungsaufsteigern betrachtet werden kann (vgl. El-Mafaalani 2012).

Im Anschluss absolviert Luisa ein Freiwilliges Soziales Jahr in einem Altersheim. Sie trennt sich von ihrem Freund und outet sich als homosexuell. Danach entscheidet sie sich für eine Ausbildung, da sie glaubt, etwas „bodenständiges“ machen zu müssen. Mit Beginn ihrer Ausbildung zur Industriekauffrau zieht sie 2013 in eine WG. Schulden häufen sich an (z.B. durch Mobilfunkverträge). Im zweiten Ausbildungsjahr ist Luisa aufgrund psychischer Probleme ein halbes Jahr lang krankgeschrieben. Sie zieht wieder zu ihrer Mutter. Diese hat 2014 an einer Qualifizierungsmaßnahme teilgenommen und beginnt 2016 eine von der Agentur für Arbeit geförderte Umschulung zur Kinderpflegerin in Teilzeit. Im Januar 2017 schließt Luisa ihre Ausbildung sehr gut ab. Direkt im Anschluss findet sie eine Vollzeitstelle bei einer anderen Firma.

Vergleich der Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster in Bezug auf die Armutssituation

In Sabine Baumanns Erzählung stellt ihr Umgang mit der Armutssituation ein zentrales Thema dar, über das sie – auch ohne konkret danach gefragt worden zu sein – sehr ausführlich spricht. Auffällig ist, wie oft sie betont, dass sie zwar finanziell arm gewesen seien, aber nicht emotional (z.B. „Aber ich finde /atmet hörbar ein/ emotional: Nein! Waren wir nicht arm!“). In der Vehemenz wirkt es wie eine imaginäre Rechtfertigung gegenüber den Kindern bzw. Luisa, wobei das Interview mit dieser einen möglichen Grund dafür aufdeckt. Luisa beklagt nämlich nicht nur ausführlich das Aufwachsen in finanziell schwierigen Verhältnissen, sondern gibt auch immer wieder an, dass ihre Freunde „einfach Kinder sein“ konnten, wohingegen sie viele Sorgen gehabt habe.

Die Armutssituation, so Sabine Baumann, sei durch den Gefängnisaufenthalt des Vaters entstanden, wodurch sie – ohne sein Einkommen – bei der Tochter bleiben und Sozialhilfe beantragen musste. Zum einen bedeutet es für sie, dass das Geld „immer knapp“ sei und zum anderen, dass man zum „Bittsteller“ werde. In der Folge entwickelt sie allerdings Strategien für den Umgang mit dieser Situ-

ation, wird eine Meisterin darin, „wirtschaftlich gut [zu JZ/PB] wirtschaften“. Sie bezeichnet sich als „Wirtschaftsministerin“ und ihre Familie als „kleines Unternehmen“. Sabine schildert ihre Strategien für den Umgang mit dem ökonomischen Mangel ähnlich wie andere ihre Berufskarriere präsentieren. Dies scheint ein Teil ihres Selbstbildes geworden zu sein, auf den sie stolz ist. Dies ist zugleich die einzige Eigenschaft der Mutter, die Luisa positiv bewertet: „Meine Mutter kann ja sehr gut mit Geld umgehen“. Die oberste Prämisse der Mutter ist es, keine Schulden zu machen und flexibel und erfinderisch mit der Situation umzugehen. Dabei wird auch deutlich, dass sie soziale Einrichtungen als hilfreich empfindet und diese auch nutzt, ebenso ihr kämpferischer Wille, bei Ablehnungen ein Anrecht dennoch durchzusetzen.

Die Strategien von Frau Baumann erinnern an das, was Chassé, Zander und Rasch (2010, S. 237) als „Management [...] des Mangels“ bezeichnet haben. So würden (zumeist) von den Müttern „unter Aufwendung von viel Energie und Phantasie – unterschiedlichste Kompensationsstrategien verfolgt“ (ebd., S. 125). Die elterlichen Sparstrategien würden von den Kindern oft übernommen und könnten Handlungsmöglichkeiten eröffnen (vgl. ebd., S. 259). Auffällig ist jedoch, dass Luisa im Gegensatz zu den Ergebnissen von Chassé, Zander und Rasch die Strategien nicht übernimmt. Kaum ausgezogen, bricht sie bereits die oberste Prämisse der Mutter und macht Schulden. Schließlich zieht sie vor etwa einem Jahr wieder zur Mutter, um sich finanziell fangen zu können. Die prekäre Situation sorgt dafür, dass sie wieder bei der Mutter wohnen muss, von der sie sich eigentlich lösen möchte.

Es wird deutlich, dass Mutter und Tochter unterschiedliche Sichtweisen auf die Armutssituation einnehmen. Die Mutter betont, dass es auch (emotional) schöne Erlebnisse gegeben habe und kann aus ihrer Art des strategischen Handelns und des aktiven Begegnens der Situation für sich ein positives Selbstbild ableiten. Sabines Stolz und das Bewältigungsempfinden kommen bei Luisa allerdings nicht durchschlagend an. In ihrer Erzählung stehen die Leid- und Mangelerfahrungen im Mittelpunkt, die zu einem Benachteiligungs- und Kampfmodus führen, wie auch im Folgenden deutlich wird:

Luisa erklärt ihr Schuldenmachen mit einer Art ‚Nachholbedarf‘. In Bezug auf ihr Aufwachsen schildert Luisa sehr ausführlich, welche Einschränkungen die geringe Kapitalausstattung mit sich gebracht habe, wobei sie einen Mangel sowohl in Hinblick auf ökonomische als auch soziale und kulturelle Aspekte ausmacht, den sie sehr negativ bewertet. Dabei betrachtet sie ihre Situation durchgehend in Relation zu ‚den‘ anderen, die „aus bürgerlichen Haushalten kamen //Mhh// also halt nich’ aus meiner (.) gleichen Schicht“: die fahren in den Urlaub – wir bleiben zuhause, „die andern haben halt ‘n schöneres Auto wir ham halt so die letzte Schrottkiste“, die haben ein Haus, einen Garten – wir haben eine „Schimmelbude“,...

Die Tochter nimmt ihre (Handlungs-)Spielräume als restringiert wahr. Insgesamt wird eine Sehnsucht nach Normalität deutlich, wobei Luisa die gutbürgerlichen Verhältnisse, wie sie ihr Umfeld charakterisiert, als Maßstab ansetzt. Dieses soziale Umfeld hat für sie Vorteile, z.B. indem es ihr den Weg auf das Gymnasium als Option aufzeigt, verschärft aber im direkten Vergleich die Wahrnehmung der eigenen Armut. Das Umfeld mit günstiger Sozialstruktur kann sich demnach ambivalent auswirken: zum einen als Ermöglichungsstruktur, aber auch als schmerzlicher Vergleichshorizont.

Von Angehörigen ‚ihrer‘ sozialen Schicht zeichnet sie ein fast schon karrikaturhaft negatives Bild. Dabei stellt sie erneut die Eltern als Gegensatzpaar dar.

Die Mutter wird zur klischeehaften Vertreterin der ‚Armutsschicht‘, wohingegen der Vater (obgleich auch er über Jahre erwerbslos war) als Angehöriger der bürgerlichen Schicht präsentiert wird. Diese Dichotomie sowie die sich durch die szenische Konstellation und das Interview ziehende Ablehnung der mütterlichen Eigenschaften erscheinen vor diesem Hintergrund wie eine Notwendigkeit, um der Armutssituation entfliehen zu können. Luisas oberstes Ziel ist es, so erklärt sie im Interview, aus den Lebensumständen, in denen sie aufgewachsen ist, „raus zu klettern“. Das Verlassen der schwierigen Ausgangslage scheint für sie nur durch eine Abkehr von den mütterlichen Deutungs- und Handlungsmustern möglich, auch wenn dies ebenfalls zu problematischen Situationen (Schulden) führt. Dies korrespondiert mit der Annahme Schieks (2017), dass ein Aufstieg aus der Armutssituation nur „über entsprechende Kämpfe und Brüche“ geschehen könne. Luisa spielt mit dem Gedanken, vielleicht doch noch zu studieren. Zum Zeitpunkt des Interviews ist ihre Entwicklung noch offen. Es ist ihr bereits gelungen, einen Bildungsaufstieg zu erreichen, doch die multidimensionalen Auswirkungen der Armutssituation sowie die intergenerationalen Verstrickungen bergen eine gewisse Fragilität.

6 Fazit

Ausgehend von einer Fallanalyse aus dem laufenden Forschungsprojekt „Armut über Generationen“ haben wir exemplarisch gezeigt, auf welche Weise wir die Eltern- und Kinderinterviews aufeinander beziehen und die intergenerationalen Zusammenhänge zu rekonstruieren versuchen. Unsere vielschichtige methodische Herangehensweise der ‚Inbezugsetzung‘ hat es ermöglicht, sowohl die einzelnen Biographien als auch die intergenerationalen Beziehungen und Wechselwirkungen detailliert in den Blick zu nehmen. Dabei erlaubt es der permanente Vergleich der Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster zentraler Erlebnisse und Themen der Lebensgeschichten von Elternteil und Kind nicht nur, die Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten, wie es viele vorliegende Studien zum Thema Armut tun, sondern explizit auch Differenzen zwischen den Generationen und konstruierte Gegenwelten aufzuzeigen, die als Abgrenzungsfolie eine wichtige Funktion übernehmen. Es konnte rekonstruiert werden, dass Mutter und Tochter die Armut unterschiedlich wahrgenommen haben und differierende Umgangsweisen und Bewältigungsmuster zeigen. Als relevant wurde herausgearbeitet, dass die gefundenen Abgrenzungen seitens der Tochter mit der Armutssituation verknüpft sind: Um der Armut zu entfliehen, nimmt Luisa (unbewusst) eine deutliche Abkehr von den mütterlichen Bewältigungsstrategien ein, die in ihrer Vehemenz teilweise neue finanzielle Schwierigkeiten produziert. Hätte man nur das Interview mit der Tochter vorliegen gehabt, hätte z.B. die Gefahr bestanden, die töchterliche Deutung der Mutter als Negativfigur zu übernehmen und die familialen Verstrickungen und Unterstützungsleistungen nicht ausreichend in den Blick zu bekommen.

Unsere Rekonstruktionen unterstreichen die Relevanz des Zusammenspiels von Familie, sozialen Netzwerken, Institutionen und dem Sozialraum, durch welches die Armutserfahrungen geprägt werden. Gemeinsam formen sie einen Bedingungsrahmen für das Aufwachsen der Kindergeneration, der sowohl hinderli-

che als auch förderliche Anteile enthält. Es zeigt sich, auf welche Weise die Armutssituation die Handlungsmöglichkeiten von Heranwachsenden beschränken kann, etwa durch beengten Wohnraum, begrenzte Freizeitmöglichkeiten oder Schwierigkeiten der Eltern, die anfallenden Kosten für den Bildungsweg des Kindes zu tragen. In den jeweiligen familialen und institutionellen Kontexten resultieren daraus Stigmatisierungen, Schamgefühle und Rückschläge, aber auch Trotz, Durchsetzungsvermögen und Kampfgeist.

In den bislang vorliegenden Studien zu Familie und Armut wurde überwiegend ein „Schicksalsrahmen“ als dominierendes und intergenerational tradiertes Orientierungsmuster herausgearbeitet. Unsere Analyse deutet weitere Umgangsweisen an. Zwar sieht auch Sabine Baumann ihre Möglichkeiten durch äußere Umstände begrenzt, doch kann sie aus ihrer Art des strategischen Handelns und des aktiven Begegnens der Situation für sich ein positives Selbstbild ableiten. Bei der Tochter hingegen dominieren die Erfahrung des Mangels und der Wunsch, die Bedingungen des Aufwachsens hinter sich zu lassen. Es kann nicht abschließend beurteilt werden, ob der 24-Jährigen die Durchbrechung der Armut gelingen wird: Aber durch ihren Bildungsaufstieg im Vergleich zur Familie und die sehr gut abgeschlossene Ausbildung hat sie erste Schritte dazu gemacht. Übergreifend zeigt sich, dass zwar der Handlungsspielraum der untersuchten Familien u.a. durch ihre sozioökonomischen Bedingungen deutlich begrenzt ist, einzelne Familienmitglieder sich aber dennoch nicht passiv der Situation ergeben, sondern sich bietende Möglichkeiten ergreifen und aktive Versuche zur Veränderungen und zum Verlassen der prekären Lebenslagen unternehmen.

Anmerkungen

- 1 Das DFG-Projekt untersucht unter der Leitung von Prof. Dr. Petra Böhnke Prozesse und Determinanten der intergenerationalen Transmission von Armut bei Personen mit und ohne Migrationshintergrund (2017-2019).
- 2 Alle persönlichen Angaben (Namen, Orte, Berufe, ...) wurden anonymisiert.
- 3 Bei allen Stellen in Anführungszeichen handelt es sich um Zitate aus den Interviews. Transkriptionssystem: **Text** – besondere Betonung, *Text* – schnell gesprochen, Text – sehr leise gesprochen, : – auffällige Wortdehnung, @@ – kurzes Auflachen, /Geräusch/ – parasprachliches Ereignis, (.) – kurze Pause, (5) – längere Pause in Sekunden angegeben, //Mhh// – kurze Äußerung des gerade nicht Sprechenden

Literatur

- Bock, K. (2000): Politische Sozialisation in der Drei-Generationen-Familie. Eine qualitative Studie aus Ostdeutschland. Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-97492-1>
- Böhnke, P./Heizmann, B. (2014): Die intergenerationale Weitergabe von Armut bei MigrantInnen zweiter Generation. In: Weiss, H./Schnell, P./Ateş, G. (Hrsg.): Zwischen den Generationen. Wiesbaden, S. 137–166. https://doi.org/10.1007/978-3-658-03123-7_6
- Boudon, R. (1974): Education, Opportunity, and Social Inequality. Changing Prospects in Western Society. New York.
- Bourdieu, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.
- Brake, A. (2006): Der Bildungsort Familie. Methodische Grundlagen der Untersuchung. In: Büchner, P./Brake, A. (Hrsg.): Bildungsort Familie. Transmission von Bildung und Kul-

- tur im Alltag von Mehrgenerationenfamilien. Wiesbaden, S. 49–79.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-90279-1_3
- Brandhorst, R. (2015): Migration und transnationale Familien im sozialen Wandel Kubas. Eine biographische und ethnographische Studie. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-09169-9>
- Breckner, R. (2009): Migrationserfahrung – Fremdheit – Biografie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa. 2. Auflage Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-91738-2>
- Carnicer, J. (2017): Bildungsaufstiege mit Migrationshintergrund. Eine biografische Studie mit Eltern und Söhnen türkischer Herkunft. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-15832-3>
- Chassé, K.A./Zander, M./Rasch, K. (2010): Meine Familie ist arm. Wie Kinder im Grundschulalter Armut erleben und bewältigen. 4. Auflage Wiesbaden.
- El-Mafaalani, A. (2012): BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus. Habitus-transformationen und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkischstämmigen. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19320-5>
- Engelhardt, M.v. (1997): Generation, Gedächtnis und Erzählen. Zur Bedeutung lebensgeschichtlichen Erzählens im Generationenverhältnis. In: Liebau, E. (Hrsg.): Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft. Weinheim, S. 53–76.
- Goblirsch, M. (2010): Biographien verhaltensschwieriger Jugendlicher und ihrer Mütter. Mehrgenerationale Fallrekonstruktion und narrativ-biographische Diagnostik in Forschung und Praxis. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92169-3>
- Hildenbrand, B. (2005): Fallrekonstruktive Familienforschung. Anleitung für die Praxis. 2. Auflage Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-80837-0>
- Hildenbrand, B./Jahn, W. (1988): „Gemeinsames Erzählen“ und Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion in familiengeschichtlichen Gesprächen. In: Zeitschrift für Soziologie, 17. Jg., H. 3, S. 187–202. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-1988-0304>
- Inowlocki, L. (1995): Traditionsbildung und intergenerationale Kommunikation zwischen Müttern und Töchtern in jüdischen Familien. In: Fischer-Rosenthal, W./Alheit, P. (Hrsg.): Biographien in Deutschland. Opladen, S. 417–431.
https://doi.org/10.1007/978-3-663-09434-0_23
- Kaya, A. (2009): Mutter-Tochter-Beziehungen in der Migration. Biographische Erfahrungen im alevitischen und sunnitischen Kontext. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-92150-1>
- King, V. (2016): Generativität und Weitergabe in Generationenbeziehungen erforschen. In: Günther, M./Kerschgens, A. (Hrsg.): Forschungssituationen (re-)konstruieren. Opladen, S. 102–121.
- King, V. (2017): Intergenerationalität – theoretische und methodologische Forschungsperspektiven. In: Böker, K./Zölch, J. (Hrsg.): Intergenerationale Qualitative Forschung. Wiesbaden, S. 13–32. https://doi.org/10.1007/978-3-658-11729-0_2
- King, V. (2016): Generativität und Weitergabe in Generationenbeziehungen erforschen. In: Günther, M./Kerschgens, A. (Hrsg.): Forschungssituationen (re-)konstruieren. Opladen, S. 102–121.
- Lauterbach, W./Lange, A./Becker, R. (2002): Armut und Bildungschancen. In: Butterwegge, C./Kludt, M. (Hrsg.): Kinderarmut und Generationengerechtigkeit. Opladen, S. 153–170.
- Lutz, H. (2000): Migration als soziales Erbe. Biographische Verläufe bei Migrantinnen der ersten und zweiten Generation in den Niederlanden. In: Dausien, B./Calloni, M./Friese, M. (Hrsg.): Migrationsgeschichten von Frauen. Bremen, S. 38–61.
- Mielck, A. (2001): Armut und Gesundheit bei Kindern und Jugendlichen. Ergebnisse der sozial-epidemiologischen Forschung in Deutschland. In: Klocke, A./Hurrelmann, K. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche in Armut. 2. Auflage Wiesbaden, S. 230–254.
- Musick, K./Mare, R.D. (2006): Recent trends in the inheritance of poverty and family structure. In: Social Science Research, 35. Jg., H. 2, S. 471–499 .
<https://doi.org/10.1016/j.ssresearch.2004.11.006>

- Radicke, C. (2014): Familiäre Tradierungsprozesse in einer Drei-Generationen-Perspektive. Göttingen. <https://doi.org/10.17875/gup2014-773>
- Rosenthal, G. (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographische Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M.
- Rosenthal, G. (2008): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 2. Auflage Weinheim.
- Rosenthal, G. (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographische Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M.
- Rosenthal, G./Fischer-Rosenthal, W. (Hrsg.) (1992): Schwerpunktthema: Opfer und Täter nach dem „Dritten Reich“. In: Psychosozial, 14. Jg., H. 3.
- Schiek, D. (2017): Armutsgenerationen. Das familiengeschichtliche Gespräch als methodologischer Zugang zur Transmission von Armut. In: Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research, 18. Jg., H. 3.
- Schiek, D./Ullrich, C. (2017): Von Generation zu Generation? Armutskarrieren aus familiengeschichtlicher Perspektive. http://publikationen.sozilogie.de/index.php/kongressband_2016/article/view/347/pdf_16 (15. November 2017)
- Schierbaum, A. (2017): Die Genogrammarbeit. Ein biographisch-rekonstruktives Verfahren intergenerationaler qualitativer Sozialforschung. In: Böker, K./Zölch, J. (Hrsg.): Inter-generationale Qualitative Forschung. Wiesbaden, S. 147–171. https://doi.org/10.1007/978-3-658-11729-0_9
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, 13. Jg., H. 3, S. 283–293.
- Sparschuh, V. (2013): Ländliche Milieus: Familiengenerationen und Armutstraditionen. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung, 14. Jg., H. 2, S. 243–260.
- Statistisches Bundesamt (2017): https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/EinkommenKonsumLebensbedingungen/LebensbedingungenArmutsgefahrung/Tabellen/ArmutsgefQuoteTyp_SILC.html (30. November 2017)
- Thon, C. (2008): Frauenbewegung im Wandel der Generationen. Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839408452>
- Vierzigmann, G./Kreher, S. (1998): „Zwischen den Generationen“. Familiendynamik und Familiendiskurse in biographischen Erzählungen. In: Berliner Journal für Soziologie, 8. Jg., H. 1, S. 23–37.
- Wagner, D. (2017): Familientradition Hartz IV? Soziale Reproduktion von Armut in Familie und Biografie. Opladen.
- Walper, S. (2008): Sozialisation in Armut. In: Hurrelmann, K. (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung. 7. Auflage Weinheim, S. 203–216.
- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (2012): Generationenbeziehungen. Herausforderungen und Potenziale. Wiesbaden.